

dtv

Die Münchner Journalistin Stella bekommt den Auftrag, eine Geschichte über den Mord an einer Kollegin zu schreiben. Valerie wurde in Umbrien erschossen, wo sie mit ihrem älteren Liebhaber Jochen und einigen anderen Deutschen in der »Casa Pornello« wohnte. Unterstützt von ihrer beherzten Mutter Irma und dem Fotografen Luis geht Stella in Italien auf Mörder-suche. Ist es einer der Mitbewohner, die alle ihre Probleme mit der exaltierten, nymphomanen Valerie hatten? Oder war diese einem Skandal um Olivenölpanscherei auf der Spur, ist womöglich die Mafia im Spiel? Während ihrer Nachforschungen verliebt sich Stella in den schönen Maresciallo Luca – und findet heraus, dass er Valerie viel besser kannte, als seine Kollegen von den Carabinieri wissen dürfen ...

Rosemarie Bus wurde in der Pfalz geboren. Sie hat Germanistik, Kunstgeschichte und Geschichte studiert und die Deutsche Journalistenschule in München absolviert. Sie war u. a. als Auslandskorrespondentin, Ressortleiterin und stellvertretende Chefredakteurin bei verschiedenen Zeitschriften tätig. Heute lebt sie als Journalistin und Schriftstellerin mit ihrer Familie am Schliersee in Oberbayern.

ROSEMARIE BUS
ES STERBEN
IMMER DREI

KRIMINALROMAN

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2012
© 2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung, Stephanie
Weischer unter Verwendung eines Fotos von mauritius images/age
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Minion 9,5/12,25'
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21364-6

*Was kann es Schöneres geben als das rote Blut,
das dich liebt.*

Henri-Pierre Roché, Jules et Jim

*Lazar hat einmal halb ernsthaft, halb im Scherz gesagt,
nichts sei wahr, es sei denn der Klatsch.*

Sandor Marai, Wandlungen einer Ehe

PROLOG

Umbrien – Sonntag, 17. September

Nichts wie weg. So weit weg von ihm wie möglich. Brombeer- und Hagebuttenzweige zerren an ihrer Jogginghose und zerkratzen ihr die Arme. Die Nachmittagssonne verbrennt ihr Gesicht, der Schweiß tropft ihr in die Augen. Sie achtet nicht darauf. Schwer atmend bleibt sie stehen, rutscht aus und muss sich ins Geröll setzen, um die Tasche nicht zu verlieren. Das abgeholzte Gelände verdorrt in der Hitze. Eine Kraterlandschaft aus Laub und staubigen Zweigen. Zwischen den struppigen Resten der Macchia kann jeder ihre Bewegungen gut verfolgen, von oben, vom Weg oder von jenseits des Hügels, vom Dorf aus. Sie steht wieder auf, schaut sich um. Vielleicht beobachtet er sie. Daran hat sie nicht gedacht. Er sollte seinen bequemen Geländewagen verlassen, sich durch das Gebüsch zwängen und den Hang hochquälen. Sie lächelt. Wie gut sich Sadismus anfühlt, wenigstens ein kleines bisschen Sadismus.

Der winzige Schlüssel hängt mit einem Lederband am Henkel der Tasche. Im Laufen zerrt sie ungeduldig daran herum, endlich gelingt es ihr, das kleine Vorhängeschloss zu öffnen. Sie wischt den Schweiß aus den Augen, klappt die Tasche auf und kann ihren Triumph immer noch nicht fassen. 100 000 Euro gehören jetzt ihr. Hunderttausend in funkelneuen 500-Euro-Scheinen, frisch und straff, als hätte eine fürsorgliche Seele sie mit dem Bügeleisen geglättet. Sie glaubt, noch die Farbe zu riechen, wie bei einer druckfrischen Zeitung. Sie staunt, wie wenig Papier für ein neues Leben nötig ist.

Sie widersteht der Versuchung, eines der kompakten Bündel aus der Tasche zu ziehen, die Banderole zu zerreißen und die Scheine einzeln in die Hand zu nehmen. Sie zu streicheln, zu falten, zu knüllen, sie endgültig in Besitz zu nehmen. Abergläubisch scheut sie davor zurück. Als könnte sie den Zauber zerstören, der ihre Zukunft schützt. Sie muss auf den richtigen Moment warten. Wie in der Liebe, denkt sie. Den richtigen Moment zu erkennen war immer ihre Stärke gewesen. Geduld zu haben, bis die Zeit reif ist. Sie hat meist intuitiv gehandelt und kein Mann hat ihr je widerstanden. Aber diese Jagd nach Anerkennung ist vorbei. Sie fühlt sich stark und frei. Sie wird es schaffen. Allein. Sie weiß es. Sie braucht die Männer nicht mehr, diese Art von Männern. Sie hat sich entschieden und ist bereit, die Konsequenzen zu tragen.

Schon wieder stolpert sie. Steine rollen den Hang hinunter. Sie hält sich an einem stacheligen Baumstumpf fest. Die Tasche fällt in die Disteln. Beim Einsammeln der Geldbündel greift sie in die Dornen. Zufrieden betrachtet sie die zierlichen roten Tropfen auf ihren Händen. Diesen Blutzoll, sollte er der Preis für ihre Freiheit sein, zahlt sie gern. Das kleine Messing-schloss, in dem noch das Schlüsselchen steckt, rutscht unter eine Heckenrose. Sie lässt es liegen. Auch das braucht sie nicht mehr.

Der von Bulldozern zerstörte Pfad ist kaum noch zu erkennen, aber das Dickicht erholt sich schon wieder. Die Waldarbeiter suchen nur die Eichen aus, die Macchia walzen sie nieder. Ein paar Tage später trotz das Gestrüpp schon wieder in gewohnter Feindseligkeit der Vernichtung. Jäger und Pilzsammler nehmen lieber den Trampelpfad der Kühe am Stacheldrahtzaun entlang hinunter zum Bach. Sie hat sich für den kürzeren Weg entschieden, den steinigere. Auf keinen Fall darf ihr jemand aus dem Dorf begegnen. Was macht die verrückte Deutsche mit einer Handtasche im Wald? Diese Frage kann ihr gefährlich werden. Sie muss das Geld in Sicherheit bringen.

Der Blick auf die Banknoten beruhigt ihren Atem, ihr Herz. Sie schließt die Tasche wieder und umklammert sie mit beiden Armen so fest vor der Brust, als bestünde Gefahr, sie könnte sich in nichts auflösen wie ein schöner Traum.

Er muss für dieses obszön teure Designerstück extra nach Rom gefahren sein. Aber warum nur hat er sich für dieses scheußliche Türkis entschieden? Schade um das viele Geld. Sie weiß, was diese Taschen kosten. Einmal standen sie gemeinsam vor einem Schaufenster und er konnte den Preis nicht fassen. Fast 10 000 Euro für eine Handtasche. Und doch versprach er damals, ihr eines Tages genau so eine zu schenken. Es hatte wie ein Scherz geklungen. Als ob er selbst nicht glauben würde, dass er so großzügig sein könnte. Sie ist überrascht, dass er sich nun tatsächlich dazu durchgerungen hat. Ob die Tasche wegen der Farbe ein Sonderangebot war? Oder hat er vielleicht eine billige Kopie bei einem Straßenhändler gekauft, in dem Glauben, sie würde den Unterschied nicht erkennen? Morgen wird sie das Leder untersuchen. Es interessiert sie, ob er im entscheidenden Moment seinen kleinlichen Impulsen nachgegeben hat, weil er sich nicht vorstellen konnte, dass sie seine großzügige Geste durchschauen und das Berechnende dahinter bemerken würde. Immer wieder seine lächerlichen Versuche, sie auszutricksen. Bildet er sich wirklich ein, ihre Liebe mit einem teuren Accessoire kaufen zu können? Oder mit 100 000 Euro?

Das Geld wäre in einer seiner Sporttaschen aus Nylon besser aufgehoben, aber nein, er versucht, ihr mit einer hilflosen Symbolik zu imponieren, die sie für romantisch halten soll. Wie dumm er ist. Er begreift nichts. Er hat keine Ahnung. Würde er das Spiel so gut beherrschen wie sie, hätte er sie durchschaut. Dann wäre ihm das alles nicht passiert. Selber schuld. Blödmann.

Er glaubt, sie wird zu ihm zurückkehren, spätestens wenn die 100 000 Euro aufgebraucht sind. In einem Jahr oder zwei. Er kann sich nicht vorstellen, wie lange sie von diesem Geld leben wird, jetzt, wo sie bereit ist, auf allen Luxus zu verzichten.

Das Versteck für das Geld hat sie sorgfältig ausgesucht. Kein Mensch wird es finden, auch er nicht. Die Tür zur Quelle quietscht in den Angeln, von den Mauern tropft die Nässe. Wasser rauscht. Innen, in der feuchten Luft, ist es kühl und dämmrig. Sie zittert und merkt erst jetzt, wie erschöpft sie ist, von Staub und Hitze, von Aufregung und der Angst, er könnte sich im letzten Moment doch noch wehren. Sie bleibt stehen, bis ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt sind. Auf den Beton-einfassungen der Wasserbecken wachsen Moos und Schimmel. Durch das zerbrochene Fenster wehen einzelne Blätter und verklumpen am Boden zu moderigem Matsch. Sie bewegt sich vorsichtig, auf keinen Fall darf sie stürzen und sich verletzen. Sie muss rechtzeitig hier weg. Draußen geht langsam die Sonne unter und wirft die zitternden Schatten der Äste an die Wand. Das Versteck ist sicher. Hier kann das Geld bleiben. Bis morgen, höchstens übermorgen.

Sie stellt die Tasche ganz nach hinten in die Nische zwischen den Betonbecken und verklebt das Gitter davor sorgfältig mit nassem Laub. So ist das Türkis von außen kaum noch zu sehen.

Wie froh sie war, ihm zu begegnen. Genau der Richtige für ihren Plan. Arrogant, gierig und geil. Ihr gefiel der Gedanke, ihn zu lehren, wie eine unglückliche Liebe sich anfühlt.

Sie zieht die Eisentür hinter sich zu. Das Schloss ist längst verrostet. Egal. Niemand aus dem Dorf wird diesen steilen Abhang hinunter zur Quelle nehmen, es gibt keinen Grund dafür, solange die Kühe oben auf den Hügeln weiden und die Jagdsaison noch nicht begonnen hat. Im Schießstand an der großen Zypresse nimmt noch niemand das Wild ins Visier. Während sie wieder nach oben klettert, bringen die letzten Sonnenstrahlen den Horizont zum Glühen. Morgen wird wieder ein schöner Tag sein. Was sonst.

Vom Dorf ist Lachen zu hören, ein Auto startet, Hunde bellen. Sie muss sich beeilen, um vor der Dunkelheit das Haus zu erreichen. Sie geht rasch voran, trotz der Dornen. Ein Kinderlied

fällt ihr ein. Summend versucht sie sich an Worte und Melodie zu erinnern. *Ein Männlein steht im Walde/Ganz still und stumm/ Es hat von lauter Purpur ein Mäntlein um/Sagt, wer mag das Männlein sein/das da steht im Wald allein/Mit dem purpurroten Mäntlein.* Sie singt so laut sie kann. Stolz und frei. So fühlt sich das Glück an, denkt sie und betrachtet ihre zerkratzten, blutigen Hände, das reine, unschuldige, gottverdammte Glück.

Der Anblick der schönen jungen Frau auf seinem Seziertisch weckte die poetische Ader des Gerichtsmediziners, die er lange schon durch die Last seines hässlichen Alltags verschüttet geglaubt hatte. *Ihr Herz klopfte noch voller Sehnsucht, als ihr Kopf schon zu einem blutigen Klumpen schmolz,* schrieb er zum Erstaunen des ermittelnden Maresciallos in seinem Autopsiebericht. *Die Kugel traf sie von vorn mitten in die Stirn und zerschmetterte ihr Gesicht. Der Tod schlug aus heiterem Himmel zu.*

1

Es sterben immer drei. Dieser Spruch ihrer Mutter kam Stella in den Sinn, während sie zuschaute, wie zwei bleiche Friedhofswärter in grauen Uniformen den Sarg millimeterweise nach rechts und wieder nach links ruckelten, bis er akkurat in der Mitte des Olivenhains für die Trauerfeier stand. Sie lächelte die beiden Männer an, die nur vorsichtig, als sei dies nicht die angemessene Reaktion während einer Beerdigung, zurückzulächeln wagten. Drei Tote, überlegte sie, war das nun reiner Aberglaube oder doch eine durch die Lebenserfahrung einer älteren Dame bestätigte Wahrheit. Wie es sich für eine moderne Mittdreißigerin gehört, neigte Stella zu der Überzeugung, übergeordnete außerirdische Instanzen interessierten sich nicht genug für individuelle Schicksale auf der Erde, um einzugreifen. Da hätten sie viel zu tun. Vorausgesetzt, es gab diese außerirdischen Instanzen überhaupt. Wofür wenig sprach. Stellas Mutter Irma war selbstverständlich anderer Meinung. Sie glaubte an ihr gütiges Schicksal, das sie von oben wohlwollend überwacht wähte. Warum allerdings immer drei Leichen nacheinander eingefordert wurden, konnte auch sie nicht erklären.

Die erste Tote nach Irmas Zählweise war die Frau in dem Sarg. Mechthild Petersen. Eine ehemalige Chefredakteurin, mit der Stella, nachdem sie sich beruflich nicht mehr zu bekämpfen brauchten, eine Freundschaft aufgebaut hatte. Mechthilds Ehemann, ein zerbrechlicher Greis Anfang 80, hatte dankbar das Angebot angenommen, ihm bei der Organisation der Beerdigung zu helfen, und so hatte sie beim Radeln zwischen Bestatungsunternehmen, Friedhofsverwaltung und Computer ihren

Kreislauf in Schwung gebracht, hatte Sarg und Blumenschmuck ausgesucht, Traueranzeigen aufgegeben, Freunde informiert, im Internet nach Musik gesucht, die Mechthilds Vorliebe für Swing entsprach und trotzdem angemessen getragen die Trauerfeier untermalte, und ein Restaurant für die Art von geselligem Beisammensein organisiert, die ihre Mutter Leichenschmaus nannte. Als ob eine Leiche verspeist werden würde.

Alles Aktivitäten, bei deren Erledigung Stella sich erstaunlich aktiv und lebendig fühlte. Eine Beerdigung zu organisieren machte Freude, stellte sie fest und fand es schade, dass sie danach nicht mehr gebraucht wurde und wieder in ihr schwarzes Loch der Sinnlosigkeit zurückfallen würde, in dem sie feststeckte, seit die Aufträge aus Zeitschriftenredaktionen immer seltener gekommen und zuletzt vollständig ausgeblieben waren. Die Medienkrise hatte sie kalt erwischt. Da auch der Wirt des Gasthauses kurz vor Bayrischzell, in dem sie als Kellnerin aushalf, über die schweren Zeiten stöhnte und am Bedienungspersonal sparte, konnte sie es sich leisten, ihre Zeit großzügig zu verschenken.

Ihre Freundschaft mit Mechthild war auf eine distanziertere Weise beständig gewesen. Sie trafen sich selten und gingen meistens ins Kino. Das hatte den Vorteil, dass der Film für genügend Gesprächsstoff danach sorgte und keine von beiden riskierte, ihr Privatleben auszubreiten. Am Ende der Treffen bezahlte Mechthild die vier gemeinsamen Weinschorlen und ließ sich nur davon abhalten, wenn Stella glaubhaft versichern konnte, dank eines tollen Auftrags gerade gut bei Kasse zu sein. Mechthild stammte noch aus der Generation festangestellter Journalisten mit überdurchschnittlichen Gehältern, die auch eine ansehnliche Rente bescherten.

Und nun hatte Mechthild nichts mehr von ihrer üppigen Altersversorgung. Gestorben mit 68. Nach mehreren Tagen im Gefrierblock lag sie in einem schlichten Birkenholzsarg unter der hohen Trauerhallenkuppel des Münchner Nordfriedhofs, gut versiegelt mit Wappen des städtischen Bestattungsunter-

nehmens auf allen vier Seiten. Stella fragte sich, ob sich ihre Freundin wirklich darin befand oder ob das Bestattungsunternehmen sich den Transport sparte und die Leiche einfach bis zur Einäscherung weiter unter Eis ließ. Der Trauergemeinde würde es nicht auffallen, wenn sie sich vor einem leeren Sarg versammelte. Es hätte Mechthild nicht gestört, nahm Stella an. Was sie trotz aller Distanz miteinander verband, war das gleiche Bemühen, das Leben einigermaßen würdevoll zu überstehen. Mechthild hatte es nun geschafft. Stella beneidete sie fast darum. Sie konnte es sich jetzt gemütlich machen, Eisblock hin oder her.

Drei Gärtner verteilten weiße Rosen, Lilien und Jasmin in Glasvasen, schoben die künstlichen Lorbeerbäume der im Mietpreis enthaltenen Trauerhallendekoration in den Hintergrund, stellten echte Olivenbäume davor und beleuchteten das Ganze mit Dutzenden von dicken weißen Kerzen. Die elektrischen ließ Stella ausschalten und den einzigen pompösen Kranz aus gelben Gerbera aus der Mitte an die Seite rücken. Er entsprach weder farblich noch philosophisch Mechthilds Geschmack. Der weiß geblühte Olivenhain dagegen hätte ihr gefallen, auch wenn sie vielleicht über den Aufwand gespottet hätte. *Das viele Geld nur für meine Leiche. Seid ihr verrückt.* Aber ein Elysium für eine Göttin, das passte zu ihrem Lebensgefühl, obwohl es in der Halle so kalt war, wie es in Griechenland nicht mal im Winter wurde. Wenigstens tropft sie bei dieser Temperatur nicht aus dem Sarg, dachte Stella und verstreute weiträumig Rosenblätter. Zum ersten Mal an diesem Morgen spürte sie Tränen aufsteigen, die aber irgendwo stecken blieben.

Mechthild war an Krebs gestorben. Plötzlich war sie einfach nicht mehr da, ohne dass sie ihre Freunde über ihre Krankheit informiert hätte. Sie hatte sich heimlich davongeschlichen, weil sie der verquasselten Branche nicht als »die arme Mechthild« das Klatschthema der Woche abgeben wollte.

Der Friedhofsgärtner öffnete die große Flügeltür und die Trauergäste betraten schweigend die Halle. Erstaunlich viele wa-

ren gekommen. Ehemalige Kollegen und vor allem Kolleginnen von Mechthild, die sie nach und nach alle überflügelt hatte. Anfangs zu ihrem eigenen Erstaunen, dann aber auch stolz darauf, dass sie als Chefredakteurin nun ein Vorbild für ein erfolgreich gemeistertes weibliches Leben abgab. Eine Karrierefrau, die es bis nach oben geschafft hatte.

Stella kannte die meisten der Trauergäste, mit einigen hatte sie zusammengearbeitet. Frauen so alt wie sie selbst, Mitte, Ende dreißig, viele älter, kaum jüngere. Alles gut aussehende, in angemessenes Schwarz und doch modisch gekleidete Menschen, denen man inzwischen ansah, wie viel Mühe es sie kostete, morgens die Fassade für den Auftritt in der Medienwelt instand zu setzen. Bei ihrem Anblick wurde Stella plötzlich klar, warum sie sich hinter eine Säule versteckte, statt sich unter sie zu mischen. Sie wollte keine Küsschen auf Wangen drücken, keine Wiedersehensfreude heucheln, sie wollte sich nicht in ihren schiefgetretenen alten Stiefeln und dem geliehenen Mantel taxieren lassen, und sie wollte erst recht nicht beteuern, wie blendend es ihr gehe, um dann das tragische Schicksal der »armen Mechthild« durchzuhecheln.

Soweit sie wusste, war nirgends das Leben nach Plan gelaufen. Keine hatte die Karriere gemacht, den Mann geschnappt oder die Kinder gekriegt, was sie sich eben so erträumten, damals, als sie alle unter Mechthilds kontrollierender Aufmerksamkeit gemeinsam Zeitschriftenthemen ausdachten, die den Frauen draußen die Wahrheit über das Leben nahebringen sollten. Das war ihr Ehrgeiz gewesen, in selbstherrlicher Missachtung der Tatsache, dass sie selbst von der Wahrheit draußen viel zu wenig Ahnung hatten. Dafür wussten sie aber genau, welche Handtaschen, Schauspieler oder Therapiemoden der Zeitgeist gerade favorisierte. Was *wichtig* war und *modern*. Die beiden Adjektive, die jedes Gegenargument und jede Kritik sofort erstickten. Dass ihr wahres Geschäft darin bestand, als Lockvögel des Kapitalismus den Konsum der Leserinnen mit anzukurbeln, hatte nach

ein paar Jahren jede kapiert, sogar die naivste Kosmetikredakteurin. Die Selbstgerechtigkeit bröckelte, die Enttäuschung über die eigene Durchschnittlichkeit wuchs und grub sich langsam in die Gesichter. Falten nannte man das, ein ganz unschönes Wort in diesen Kreisen. Aber da die Zeiten schlecht waren, klammerten sich diejenigen, die sich nicht in die Mutterschaft flüchten konnten, an ihre Posten und hielten still. In der Hoffnung, das Schicksal würde sie vergessen. Stella betrachtete die Frauen wie Spiegelbilder. Was ist bloß aus uns allen geworden, dachte sie. Eine Ansammlung frustrierter Zicken. Bäh.

Die anwesenden Männer schienen mit robusterer Ignoranz ihr Schicksal anzunehmen. Verlags-, Marketing- und Vertriebsleiter, Edelfedern, Ressortchefs und Chefredakteure, alle in halblangen, schwarzen Kaschirmänteln. Über das Privatleben dieser Männer wusste sie wenig, konnte sich aber vorstellen, dass sich Gehaltsentwicklung, die Wahl der Gattin und auch die Aufzucht des Nachwuchses als zufriedenstellend erwiesen. Was Stella nicht im Geringsten tröstete. Ein Glück, dass sich in dieser Trauerhalle nicht die Notwendigkeit ergab, einen heiteren Gemütszustand zu mimen.

Otto riss sie aus ihren trübseligen Gedanken. Als alle schon saßen und der erste Redner am Pult mit zitternden Händen seine Notizen sortierte, öffnete sich die Tür noch einmal mit unangemessen energischem Schwung und der viertwichtigste Chefredakteur Deutschlands ließ sich auf einen Stuhl in der vordersten Reihe plumpsen, dort wo Schilder die Plätze für Anverwandte markierten und er, genau genommen, nichts verloren hatte. Nur ein paar Sitze entfernt von Mechthilds Mann, der ihm kurz die Hand schüttelte und mit einem leichten Nicken Kondolenzfloskeln entgegennahm. Vielleicht wusste Günter, dass Otto eine alte Liebschaft von Mechthild war. Schon Jahrzehnte her. Mechthild hatte danach mit ihrem Ehemann ihre beständige Stütze gefunden. Otto heiratete ein paar mal Frauen, deren einziges auffälliges Merkmal war, dass sie von

Hochzeit zu Hochzeit jünger wurden. Ansonsten pflegte er seinen Ruf als Schwerenöter, der jede Praktikantin angrabbelte, die ihm versehentlich ins Blickfeld geriet. Auch die alternde Mechthild hatte immer eine offen zugegebene Schwäche für Otto behalten und war ihm über die Jahre wohlgesinnt geblieben. Sogar noch, als sie in Rente gehen musste und er weiter als Chefredakteur durch die Lande zog, unbehelligt von der Idee, dass er nun auch zu alt sein könnte, um eine Redaktion zu führen. Er lud sie trotz ihres Machtverlusts ab und zu auf ein Mittagessen ein, nannte sie altes Mädchen und fragte sie um Rat. Mechthild ließ es ungerührt zu, stellte keine Forderungen an ihn, bat nie um Hilfe, aber am Ende durfte er immer gern die Rechnung bezahlen.

Auf Spesen hatte Otto auch den riesigen Kranz aus gelben Gerbera schicken lassen. Zusätzlich hielt er einen Strauß gelber Rosen in der Hand, wohl als Grabbeigabe gedacht. Daran sah man, dass Mechthild in seinem Leben schon längst keine Rolle mehr spielte. Sie hatte Gerbera gehasst. Und gelbe Blumen ebenfalls.

Aufseufzend knöpfte Otto seinen schwarzen Mantel auf. Während der Redner, Mechthilds Bruder, das Leben seiner Schwester würdigte, tippte er trotz dicker Finger mit rasender Geschwindigkeit auf seinem Handy herum. Versteht zwar, zwischen Mantel und Anzug versteckt, als schäme er sich dafür, aber trotzdem für jeden sichtbar. Auf einem quietschentengelben iPhone. Wo er das aufgetrieben hatte, fragte Stella sich. Gelb war anscheinend seine Lieblingsfarbe. Kurz entschlossen setzte sie sich neben den einzigen Chefredakteur, von dem sie noch ab und zu einen Auftrag erhielt, und sagte: »Schön, dass du gekommen bist. Das freut sie.« Normalerweise hielten Männer seines Ranges Mitarbeiter, denen sie Honorare in mittelmäßiger Höhe zahlten, auf Distanz. Aber das war das Angenehme an Otto, er scherte sich nicht darum, was man war. Er schätzte Stella als Autorin, deshalb hatte er ihr irgendwann sein Du wie einen

Orden verliehen. Mochte sein, dass er sich dabei liberal und sozial fühlte. Sollte er. Viel besser als seinem sexuellen Interesse ausgesetzt zu sein.

»Schätzchen«, flüsterte er und schaute von dem Handy hoch, behielt es aber in der Hand, als wollte er sich daran wärmen. »Das hätte sie gefreut. Konjunktiv II. Sie ist tot. Sie kriegt nichts mehr mit.« Auch er wagte ein Lächeln. Während der Trauerreden saß er still und nickte nur ab und zu mit dem Kopf, als sei er einverstanden mit den Aussagen über die Verstorbene.

Sein Handy klingelte, als gerade eine modisch dünne Verlagsleiterin im Nerzmantel die erfreuliche Zusammenarbeit mit Mechthild verklärte, trotz deren manchmal großer Lust an der Provokation. Wieder nickte Otto bestätigend. »Sie war ein Besen und hat immer ihren Kopf durchgesetzt«, flüsterte er Stella zu. »Sie hatte echt Eier, das alte Mädchen.« Das Handy summte wie ein Moskito in Jumbojet-Größe und schreckte die gesamte Trauergemeinschaft auf. Sogar Otto selbst war es peinlich. Trotz panischen Herumwischens auf dem Display gelang es ihm nicht, den Ton abzustellen, also setzte er sich einfach drauf. Mit dem Erfolg, dass das Handy sich nun anhörte, als würde ein Moskito unter der Leibesfülle eines dicken Mannes verzweifelt um sein Leben kämpfen. Nach einer Weile verstummte das Summen. »Ich hab gerade erst meinen Blackberry gegen das verfluchte Ding ausgetauscht. Hab vergessen, wie man es stumm stellt«, wisperte er. Zehn Minuten später meldete das verfluchte Ding sich erneut. Otto verschwand summend nach draußen. Und kam nicht mehr zurück.

Nach der Trauerfeier fing er Stella vor der Tür ab. »Ich muss mit dir reden.«

»Aber ich bin mit den anderen zum Kaffeetrinken verabredet«, protestierte sie.

»Ich fahr dich hin.«

Es war Montag, der 18. September, einer der für München typischen herrlichen Spätsommertage, wenn auch schon etwas

kühl für die Jahreszeit. In Sachen Wettertemperaturen vergaß Stella ihre pessimistische Grundeinstellung und pflegte einen sturen Optimismus. Wie gewöhnlich trug sie keine Strümpfe. Weil sie ihre Beine nackt am schönsten fand, erlaubte sie sich Wärmemaßnahmen untenrum nur bei Schneestürmen vor dem ersten November. Keine gute Idee in einer auf verwesungsverhindernden Frost heruntergekühlten Leichenhalle. Schon glaubte sie, die ersten Anzeichen einer Blasenentzündung zu spüren.

Ottos Angebot gab ihr nicht nur die Aussicht auf ein wärmendes Auto, sondern auch die Gelegenheit, sich den Trauergesprächen mit den anderen auf der U-Bahn-Fahrt zum Leichenschmaus zu entziehen. Also protestierte sie nur kurz, als er sie einfach am Ellenbogen nahm und zu einem schwarzen BMW mit beiger Lederinnenausstattung zog, der am Straßenrand parkte. So schlecht konnte es der Medienbranche nicht gehen, wenn Chefredakteure immer noch so dicke Dienstschlitten fahren. Sie ließ sich ins Lederpolster fallen, und Otto schaltete die Sitzheizung ein. »Jetzt wird's dir gleich schön kuschelig am Popo. Da kriegst du garantiert keine Eileitererkältung.« Er lachte ganz fürsorglich. Den Wagen startete er nicht. Ohne Trauerpräliminarien auf die arme Mechthild kam er gleich zum Grund für das Gespräch. »Valerie von Kollwitz und du, ihr seid doch befreundet«, stellte er mehr fest als er fragte.

Stella nickte, verblüfft über diesen unerwarteten Themenwechsel hin zu einer anderen Freundin, aber auch neugierig, was Valerie nun schon wieder angestellt hatte.

»Hast du eine Ahnung, warum sie nicht hier ist?«

Stella schüttelte den Kopf. »Sie konnte Mechthild zwar nicht leiden, weil die immer an ihr herummäkelte, aber eigentlich habe ich doch mit ihr gerechnet.«

»Sie hat dich nicht angerufen?«

»Das tut sie schon seit Längerem nicht mehr. Wir haben kaum noch Kontakt.« Sie warf ihm einen neugierigen Blick zu,

aber nur kurz, um nicht aufdringlich zu wirken, und schaute dann wieder durch die Windschutzscheibe nach draußen. Valerie hatte ebenfalls eine Zeitlang Artikel für Otto verfasst, es war jedoch ein offenes Geheimnis, dass er sie nicht in erster Linie wegen ihres Schreibtalents schätzte. Was dazu führte, dass die beiden nach einer Weihnachtsfeier die Nacht miteinander verbrachten. Valerie, die über alle ihre Eroberungen gern Auskunft gab, hatte in der Redaktion offen darüber geplaudert. Als Einziger wusste Otto nicht, dass jeder es wusste, und tat offiziell immer so, als sei Valerie nur eine Autorin unter vielen, und nicht einmal die beste. Das war zwar schon fünf, sechs Jahre her, Valerie schrieb längst nicht mehr für Zeitschriften, aber wie sich ihr Verhältnis zu Otto inzwischen entwickelt hatte, wusste Stella nicht. Also schwieg sie und wartete, bis er selbst mit dem Grund für seine Fragen herausrückte.

Otto lehnte in der Ecke seines Fahrersitzes, den Rücken gegen die Tür gepresst und schaute sie so lange erwartungsvoll an, bis er das Schweigen nicht mehr ertragen konnte. »Hast du gewusst, dass diese Reportage über die Amateurnutten, für die sie den Nannen-Preis gekriegt hat, zum großen Teil autobiographisch war? Was für ein Früchtchen.«

Stella nickte. Ja, die offenherzige Geschichte über Studentinnen, die sich prostituierten, um ihr Studium zu bezahlen, basierte auf eigenen Erlebnissen. Mit dem Hinweis »das behältst du jetzt aber bitte für dich« hatte Valerie in gemeinsamen Bürostunden gern ihre erotischen Abenteuer zum Besten gegeben. Valerie war nicht gerade berühmt für ihren peniblen Umgang mit Fakten. Stella kannte ihren Hang zum Ausschmücken und wusste deshalb nie, was sie von den Erzählungen über nächtelange Ficks und gut ausgestattete Lover nun glauben sollte und was nicht. Aber genau jenes lustvolle Zuspitzen bis in die Groteske hatten die Juroren an Valeries Reportage als »schockierend neuen Ton einer jungen Generation« gelobt, als würden sie einen Roman auszeichnen und nicht eine journalistische Arbeit.